

junger Mann ein völlig areligiöses Leben. Dennoch – weil ich meine Eltern liebe und respektiere – habe ich immer Rücksicht genommen auf die Form, in der sie ihren Glauben leben, und auf die Dinge, die ihnen wichtig sind. Unkoscheres Essen wie Cheeseburger kam nicht ins Haus; die Rinder werden ja nicht rituell geschächtet, und auch das Kombinieren von Fleisch mit einem Milchprodukt ist nicht koscher. Aber dass ich mich damals (leider) grundsätzlich nicht gemäß den Gesetzen Gottes ernährt habe, wurde mir erst in Israel bewusst.

Nur mal ein Beispiel: Ich dachte immer, alles richtig zu machen, wenn ich eine Pizza Margherita esse, ich meine im Sinne der Koscherregeln. Später begriff ich, dass diese Regeln gar nicht einfach einzuhalten sind. Zunächst müssen alle verwendeten Produkte koscher sein, weiter geht es beim Teig, da schreibt die Thora in einer Mitzwa (einem Gebot) die Besonderheit vor, einen Teil des Teiges (etwa zwei Prozent) als Opfertgabe für die Cohanim (die im Tempel dienenden Priester) beiseitezulegen, bevor man ihn backt; heute, da es leider keinen Tempel mehr gibt, wird diese Gabe dennoch weiterhin abgesondert und verbrannt, das nennen wir: Hafraschat Challa. Ach ja, und das Geschirr muss zum koscheren Einsatz vor dem Gebrauch in ein spirituelles Wasserbad eingetaucht werden. Gebacken werden darf die Pizza natürlich auch nur in einem koscheren Ofen, und wenn in dem auch noch eine Salamipizza zubereitet wird, ist alles »treife«, also nicht koscher ...

Unser familiärer Umgang miteinander war für mich immer eine gute Schule der Toleranz. Sie prägt meinen Umgang mit nichtgläubigen Juden und mit Nichtjuden bis heute. Und natürlich auch den mit meinen Eltern. Hier hat sich das Verhältnis ja umgekehrt: Die religiösen Regeln halte ich heute viel konsequenter ein als sie. Aber das tolerieren sie ebenso wie ich ihre Lebensweise – selbstverständlich.

1982 war ich also im wundervollen Jerusalem geboren und beschnitten – und machte im zarten Alter von nur zwölf Tagen meine erste Flugreise. Umzug nach Hannover. Mein Vater hatte die Stelle trotz der Verzögerung bekommen. Dort blieben wir aber nur gut zwei Jahre, dann wechselten wir für zwei Jahre nach Holland, wo mein Vater eine neue Stelle in Rotterdam hatte. Ich kam in den Kindergarten und begann mich einzugewöhnen – da zogen wir nach zweieinhalb Jahren schon wieder um, nämlich nach Regensburg. So ist das, wenn der Vater ein begehrter Küchenchef ist.

## Schule fürs Leben

Die häufigen Ortswechsel haben meine Kindheit geprägt, und sie hätten beinahe mein Leben in ganz andere Bahnen gelenkt. Einige Monate nach dem erneuten Umzug stand die Überprüfung meiner Schulreife an. Und vor den gestrengen Vertretern des bayerischen Schulwesens, lauter fremden und einschüchternden Menschen, saß der kleine, nicht mal sechsjährige David – und stotterte zum Steinerweichen. Im Gespräch brachte ich kein Wort heraus, ohne zu stammeln und zu stocken. Diese Beeinträchtigung bestimmte das Bild, das die Kommission sich von mir machte – und so erging der Beschluss, mich auf eine Sonderschule für Sprachbehinderte zu schicken.

Da allerdings kannte das Schulamt die Kampfbereitschaft meiner Eltern nicht. Bei der Vorstellung, ich solle eine Sonderschule besuchen, gingen sie auf die Barrikaden. Sie kannten mich ja und wussten, was los war mit mir. Aufgrund der babylonischen Sprachverwirrung, die mein junges Leben geprägt hatte, bestand schlicht ein temporäres Chaos in meinem Kopf. Man muss sich das klarmachen: Meine Eltern sprachen miteinander Englisch, mein Vater mit mir Deutsch, meine Mutter Hebräisch, und im Kindergarten hatte ich Niederländisch gehört und gesprochen. Und nun sollte ich auf Deutsch gestellte Fragen fremder Leute antworten. Dass ich da einen Knoten im Sprachzentrum hatte, ist überhaupt kein Wunder.

Meine Eltern trugen der Schulbehörde ihren Standpunkt vor: »Ihm fehlt nichts, er braucht nur Zeit, die Dinge zu sortieren. Das Stottern wird sich schnell auswachsen.« Und sie hatten Erfolg damit, ich kam auf die normale Grundschule. Binnen Kurzem hatte ich mich vom Niederländischen entwöhnt und in das Deutsche hineingefunden. Wegen des Stotterns bin ich wahrscheinlich eine Weile gehänselt worden, aber ich habe keine Erinnerungen daran. Woran ich mich entsinne, sind einige Situationen, in denen ich mich nicht artikulieren konnte. Dieses Gefühl der Hilflosigkeit und Verzweiflung, mich nicht verständlich machen zu können, obwohl es um etwas Wichtiges ging, hat vielleicht dazu beigetragen, dass die Sprache heute – neben meinem Glauben, meiner Begeisterung und meiner positiven Einstellung zum Leben – mein wichtigstes »Arbeitsmittel« ist. Und schon in der Schule war meine Devise: »Sehr geehrter Herr Lehrer, völlig egal wie oft Sie mich umsetzen: Ich rede mit jedem!« Der Satz fasst mein Wesen zusammen: frech, offen und eine Plaudertasche, aber immer mit Herz.

Unabhängig von meinem speziellen Schicksal bin ich übrigens ein Gegner der immer früheren Einschulung. Mein Sohn wurde mit sechs eingeschult – dabei hätte er ein weiteres Jahr unbeschwertes Kindseins noch gut gebrauchen können, weil er ein richtiger Spieljunge war. Die meisten unserer Kinder werden ihr Leben lang vor allem mit dem Kopf arbeiten müssen, im Sitzen. Wie wichtig wäre es, dass sie sich wenigstens die ersten sechs, sieben Lebensjahre austoben und auspowern, ihren Körper spielerisch schulen könnten, ohne alle Pflichten und Aufgaben! Ich jedenfalls war sehr unzufrieden mit dem Druck, den die Schule von Anfang an auf meinen Sohn ausübte.

Was meine eigene Schullaufbahn angeht, blieb man skeptisch, ob höhere Bildung etwas für mich sei. Am Ende der Hauptschule war zu entscheiden, ob ich freiwillig die 10. Klasse besuchen sollte, die mir den Übergang zur Realschule ermöglicht hätte. Meine Eltern wollten es, ich wollte es auch – aber es gab auch Lehrer, die sagten: »Wieso denn, David? Das hat doch keinen Sinn.« Hier zeigte sich eine Schattenseite des viel gelobten, sehr leistungsorientierten, zum Aussortieren neigenden bayerischen Schulsystems: Die gebildeten Schichten bleiben gern unter sich. Schüler aus dem Bildungsbürgertum mit redegewandten Eltern zweifeln bei gleichen Leistungen seltener an ihrer Eignung fürs Abitur als andere. Zum Glück konnte ich später auf dem zweiten Bildungsweg das Tor zu einer akademischen Laufbahn öffnen.

An unserer Schule war ich der einzige Jude – und alle wussten es, denn ich war vom Religions- und Ethikunterricht befreit; stattdessen besuchte ich einmal die Woche nachmittags die Jüdische Gemeinde und erhielt dort jüdischen Religionsunterricht. Außerdem fanden einige Lehrer mein Judentum spannend, ich sollte immer mal wieder meine Tefillin oder andere Utensilien mitbringen, damit ich sie der Klasse vorstelle und von meinem Glauben erzähle. Wo ein Jude ist, kann Antisemitismus nicht weit sein. Noch am wenigsten präsent war er in meiner Klasse – die war eine richtig tolle Einheit. Aber als wir in der 8. oder 9. Klasse gemeinsam den Film *Schindlers Liste* anschauten, fanden es einige Jungs aus den Parallelklassen furchtbar komisch, mir danach regelmäßig ein Zitat aus dem Film hinterherzurufen: »Verschwindet, ihr Juden!« Dies war also das Einzige, was sie aus diesem bedrückenden Film und den darin gezeigten schrecklichen Geschehnissen mitnahmen – einen zum »Witz« umgewandelten Satz zur Schmähung ihres einzigen Mitschülers aus der Gruppe der Opfer der Schoah. Ich finde es bis heute unbegreiflich.

Wie praktisch alle jüdischen Familien habe auch ich Opfer der Barbarei Nazideutschlands unter meinen Vorfahren. Meine Großeltern konnten Gott sei Dank rechtzeitig vor den Nazis fliehen, aber leider nicht meine ganze Familie. Großonkel Jossef beispielsweise, der Bruder meines Opas Mimoun, war in Auschwitz. Dem Teufel Mengele, dem berüchtigten Lagerarzt, musste er als menschliches Versuchskaninchen dienen. Sie trugen übrigens denselben biblisch-jüdischen Vornamen ... Jossef hat Mengeles Torturen in Auschwitz überlebt – schwer krank, völlig verstört und zerstört. Nach der Befreiung wollte er nur wissen, wo seine Frau und Tochter sind. Seine Frau hatte überlebt, aber seine Tochter Susanne war mit 18 Jahren an Typhus erkrankt und hatte so ihren Tod gefunden.

Das »Verschwindet, ihr Juden!« begleitete mich fortan tagtäglich. Viele Schüler griffen es auf und machten mich zur Zielscheibe widerlicher judenfeindlicher »Witze«. Einmal kam ich aus der Pause zurück in die Klasse und fand an meinem Platz einen Zettel vor: »Warum hat eine Gaskammer elf Löcher? Weil der Jude zehn Finger hat ...« Ich war stocksauer, und meine engen Freunde aus der Klasse auch. Immerhin fand ich heraus, wer den Zettel geschrieben hatte, ein Mädchen, dem ich ihn kommentarlos vor die Füße warf.

Natürlich lassen sich viele und sicherlich zutreffende Erklärungen für so ein Verhalten finden – aber ich messe es auch an dem der vielen Schüler, die mich nach diesem Film *nicht* verspotteten, auch wenn sie mich selten in Schutz nahmen und meist nur beschämt oder überfordert wegschauten. Ich denke bis heute so, auch wenn es um den ausbleibenden Widerstand der Deutschen im Dritten Reich geht, die miterlebten, wie ihre jüdischen Nachbarn abtransportiert wurden: Wenn man zu erklären versucht, warum Menschen sich in bestimmten Situationen schäbig oder feige oder egoistisch verhalten, darf man nie außer Acht lassen, dass es auch Menschen gibt, die sich unter denselben Bedingungen anders verhalten. Nämlich anständig.

Letztlich hat mich der Satz »Verschwindet, ihr Juden!« damals extrem motiviert, ein LICHT zu sein, und ich bekam sehr viel Zuspruch vonseiten meiner Mitschüler und Lehrer. Diese Motivation war so stark, dass ich im Jahr darauf zum ersten Schülersprecher gewählt wurde. So war die Dummheit und Rohheit meiner anderen Mitschüler doch noch zu etwas gut.

Die antisemitischen Belästigungen hatten aber schon lange vor der Filmvorführung begonnen. In der 4. Klasse saß mir im Kunstunterricht Marcel gegenüber. Er war aus der

früheren DDR nach Regensburg gezogen. An diesem Tag schaute er mich auf eine Weise an, die ich nur psychopathisch nennen kann. Dann spitzte er seelenruhig seinen Bleistift an – und rammte ihn mir mit voller Wucht in die Hand. Der Stift zerbrach, und die Spitze der Mine blieb in meiner Hand stecken. Marcel lachte nach seiner Attacke wie ein Verrückter und brüllte wirres Zeug, natürlich auch das Wort »Jude!«.

Heute weiß ich: Gewalt ist nie ein Mittel, das wirklich Befreiung bringt, und Heilung erst recht nicht. Sie ist vielmehr eine Spirale abwärts, die nie ein Ende nimmt.

Als ich in der 5. Klasse war, nahm mich im Park vor der Schule ein Neuntklässler in den Schwitzkasten, hielt mir ein Feuerzeug unter die Nase, drückte den Hebel und sagte: »Riech das Gas, Jude!« Die Schule reagierte auch hier sofort und sehr ernst auf diesen Vorfall. Der Rektor holte mich einige Male zu sich ins Zimmer, um mit mir zu sprechen und seine Scham auszudrücken, auch wenn sich später herausstellte, dass der Neuntklässler gar kein Schüler unserer Schule war.

Als ich in der 6. Klasse war, entbrannte der Zweite Golfkrieg, der auch dramatische Folgen für Israel hatte, denn Iraks Diktator Saddam Hussein ließ das Land mit Raketen beschießen. Meine Klassenleitung wusste, dass Familie von mir in Israel lebt, und hatte eine wundervolle Idee. Täglich betete ein anderer Schüler darum, dass der Krieg doch rasch enden und den Menschen und insbesondere meiner Familie dort nichts passieren möge. Eines Tages wurde dann ich vom Lehrer aufgefordert, ein Gebet zu sprechen. Dazu sollte ich mich dem Kreuz zuwenden, so wie alle anderen Schüler auch. In Bayern hängen ja in allen Klassenzimmern Kreuze. Das aber tat ich nicht. »Juden glauben nicht an Jesus und werden es auch nie tun«, sagte ich zur Begründung. Dem Lehrer schien diese Antwort nicht zu gefallen. Ich könne beten, zu wem ich wolle, meinte er, aber halt in die in der Klasse bestimmten Gebetsrichtung, zum Kreuz hin. Ich erwiderte, dass dies meinen Glauben verletze, ich müsse mich zum Beten Jerusalem zuwenden, dem Tempelberg. Der Lehrer hat mich danach in Ruhe gelassen. Meine Eltern aber suchten das Gespräch mit ihm; sie wollten verstehen, wieso er das von mir verlangt hatte, und machten ihm deutlich, dass dies absolut unerwünscht und unangebracht war, sie hätten ihm richtig Ärger deswegen machen können. Der Lehrer hat seinen Fehler eingesehen und war danach sehr vorsichtig im Umgang mit mir.

Zwei Jahre später verfolgten mein Vater und ich mit, wie sich Israels Oberrabbiner Israel Meir Lau über solche Angriffe auf Juden äußerte. Dieser Rabbiner, ein bewundernswerter Mann, den ich heute mit Stolz zu meinen Lehrern zählen darf, ist